Ingeborg Stahr

Studentinnen und Sekretärinnen in einem Seminar

In: Stahr, Ingeborg (Hrsg.): Hochschuldidaktik und universitäre Weiterbildung
Blickpunkt Hochschuldidaktik, 73
Hamburg, AHD 1982
S. 121 - 138

Ingeborg Stahr

STUDENTINNEN UND SEKRETÄRINNEN IN EINEM SEMINAR

Ich möchte im folgenden über ein Frauenseminar berichten, das ich im Wintersemester 1981/82 an der Gesamthochschule Essen durchgeführt habe. Frauenseminare sind inzwischen keine Seltenheit mehr an den Hochschulen, auch wenn sie teilweise im Verborgenen existieren. Das Ungewöhnliche an dieser Veranstaltung war jedoch, daß dazu nicht nur Studentinnen, sondern auch Sekretärinnen und zunächst auch Wissenschaftlerinnen[1] eingeladen waren.
Ich möchte hier besonders die positiven Erfahrungen aus dem Seminar herausstellen, weil sich gerade hieraus Anknüpfungspunkte für die weitere konstruktive und realitätsbezogene theoretische und praktische Arbeit ergeben. Diese Intention soll nicht verschweigen, daß natürlich auch eine Menge Schwierigkeiten bei der Durchführung des Seminars entstanden, die u.a. auf allgemeine beschäftigungspolitische, sozialisationsbedingte und strukturelle Probleme der Hochschule zurückzuführen sind. Die Idee war, Frauen nicht primär als Angehörige einer bestimmten Status- oder Beschäftigungsgruppe anzusprechen, wie es in der berufsqualifizierenden Weiterbildung üblich ist, sondern von der kollektiven Situation der Frau am Arbeitsplatz Hochschule auszugehen.[2] Die Hochschule als Lebenswelt wird als Ort gemeinsamer Erfahrungen und Auseinandersetzungsformen begriffen.[3]

---

1) Vereinzelt hatten auch Wissenschaftlerinnen der Hochschule zugesagt, an der Veranstaltung auf dem Hintergrund eigener Betroffenheit teilzunehmen, doch war dies wegen eigener Arbeitsüberlastung nicht möglich.

2) Ilona Ostner, Wissenschaft für die Frauen-Wissenschaft im Interesse von Frauen, in: Gernot Böhme, Alternativen der Wissenschaft, Frankfurt 1980, S. 217

3) Siehe hierzu auch: Jörn Janssen/Rosemarie Trappmann, Gemeinsam Lernen, Gemeinsam Verändern! Arbeitnehmer, Studenten, Wissenschaftler in 'Gemeinsamen Seminaren', in: Christa Cremer/Wolfgang Richter (Hrsg.) Beiträge zur Öffnung der Hochschule im Revier. Zum Verhältnis von Wissenschaft, Wissenschaftsdidaktik und Region II, Hochschuldidaktische Materialien 81, AHD Hamburg 1981, S. 108 - 118

Dies bedeutet nicht, daß die objektiv vorhandenen Unterschiede in der Arbeitsplatz- bzw. Studiensituation als bedeutungslos angesehen werden. Im Gegenteil! Das Seminar sollte die Gelegenheit geben, die Isolation, in der wir als Frauen im Wissenschaftsbetrieb leben, etwas zu überwinden und sich mit den Arbeits- und Lebensbedingungen von Frauen in den verschiedenen Tätigkeitsbereichen der Hochschule etwas vertrauter zu machen, d.h. ähnliche aber auch unterschiedliche Erfahrungen wahrzunehmen. Die geschlechtsspezifische Determinante sollte gleichzeitig das Verbindende im Fühlen, Denken, Erleben von Frauen sichtbar und bewußt machen und über die Berufs- und Statusgrenzen hinweg gemeinsame Handlungsebenen aufdecken.

Unter studienreformerisch strukturellen Gesichtspunkten läßt sich das Seminar als ein Versuch beschreiben, universitäre Aus- und Weiterbildung miteinander zu verknüpfen und im Sinne einer Öffnung der Hochschule, Seminare auch nicht-wissenschaftlich Vorgebildeten zugänglich zu machen. Angesprochen wurden speziell Fachbereichssekretärinnen. Die Gründe hierfür waren u.a. praktische Erwägungen relativ guter Erreichbarkeit und die potentielle Möglichkeit der Freistellung durch den vorgesetzten Professor.[1] Außerdem war die Tatsache wichtig, daß Sekretärinnen in der Abwicklung des Forschungs- und Lehrbetriebes wesentliche Anlauf- und Knotenpunkte für das wissenschaftliche Personal der Hochschule wie auch für die Studenten und Studentinnen darstellen. Doch obwohl wir fast täglich miteinander umgehen, wissen wir recht wenig voneinander. Das machte mich neugierig.

Den entscheidenden Anstoß zur Durchführung der Veranstaltung erhielt ich allerdings von einer Sekretärin, die anläßlich einer Pressekonferenz zur Lage der Wissenschaftlerinnen[2] an den Hochschulen meinte: "Für Wissenschaftlerinnen und Studentinnen tut ihr etwas, aber für uns nicht!"

---

1) Im Gegensatz hierzu sind Putzfrauen kaum in Weiterbildungsmaßnahmen der Hochschule einzubeziehen, weil sie nicht von der Hochschule selbst beschäftigt werden, sondern von spezifischen Reinigungsfirmen.

2) Im Frühjahr 1981 haben wir vom Arbeitskreis der Wissenschaftlerinnen in NW an der Uni Essen GHS eine Pressekonferenz initiiert, um auf die katastrophale Lage der Kolleginnen aufmerksam zu machen; s. hierzu Hochschuljournal Essen Juli 81/ Nr. 29, S. 9 f.

Ich stellte mir daraufhin zunächst die Frage, ob ich tatsächlich als Wissenschaftlerin in einem Seminar, das in das Wissenschaftssystem Hochschule integriert ist, die Interessen und Bedürfnisse der Sekretärinnen erreichen würde, denn der Wissenschaftsbereich dürfte ihnen als Macht- und Herrschaftsbereich fremd gegenüberstehen. Waren die Sekretärinnen aus ihrer eigenen Betroffenheit nicht aufgefordert, selbst etwas für sich zu tun? Ich erlebte den Widerspruch in meiner eigenen Rolle als Frau und Dozentin, der mich auf der einen Seite aus eigener Betroffenheit mit den Frauen verband, aber auf der anderen Seite als Repräsentantin des ihnen entfremdeten[1] Wissenschaftssystems auswies. Mir wurde deutlich, daß es für die Sekretärinnen erhebliche Überwindung und ein Risiko bedeuten würde, sich an einem Frauenseminar zu beteiligen, ein Risiko konfliktreicher Auseinandersetzungen an ihrem Arbeitsplatz, ein Risiko, ihren vertrauten Lebensraum Büro zu verlassen und sich womöglich mit ihrer eigenen Rolle in Beruf und Familie auseinanderzusetzen. Doch "wenn Lernen ein Risiko ist", sagt Frigga Haug, "wenn Entwicklung ein Risiko ist und das Infragestellen der alten Positionen der sozialen Absicherung bedarf, wenn zugleich für Frauen diese neuen Positionen gesamtgesellschaftlich gar nicht vorgesehen sind, dort also diese Absicherung nicht geschieht, bedarf es, um für Frauen Lernprozesse abzusichern, eines Kollektivs."[2]
Das bedeutet für mich, daß ein Eingehen auf die Interessen der Sekretärinnen in solidarischer Verantwortung mit den Studentinnen im Seminar auch eine Chance sein könnte, die hieß: Hilfe zur Selbsthilfe und Selbstbehauptung als kollektives Moment eigener Betroffenheit von Frauen!

1. Überlegungen zur Vorbereitungsphase

Bereits in der Vorbereitungsphase zu dem Seminar erschien es mir schwierig, mit den unterschiedlichen Anspruchshaltungen der Teilnehmerinnen fertig zu werden. Denn damit war die Frage nach dem

---

1) Hiermit ist ein umfassender Begriff materieller und psychischer Entfremdung gemeint.

2) Frigga Haug, Opfer oder Täter?, in: Das Argument 123/1980

Grad der differenzierten inhaltlichen und methodischen Vorplanung und -strukturierung aufgeworfen. Um das Interesse der Sekretärinnen an einer Weiterbildung dieser Art verstehen und besser einschätzen zu können und sie zu bitten, eigene Vorschläge und Wünsche zu formulieren, lud ich sie zu einer Vorbesprechung ein.
Es wurden bewußt nicht alle Fachbereichs-Sekretärinnen der Gesamthochschule angeschrieben, um den Kreis zunächst überschaubar zu halten und um persönliche Kontakte aufbauen zu können. Die Einladung erging an solche Frauen, bei denen, nach informeller Rücksprache mit einigen Sekretärinnen, ein Interesse vermutet werden konnte. Würde das Seminar gut laufen, so könnte sich diese Initiative im Sinne eines Mutiplikatoreneffektes fortsetzen. Ich sah es als einen wesentlichen Schritt an, die Isolation und Anonymität von Frauen im Massenbetrieb Hochschule [1] durch persönliche Kontaktaufnahme zu reduzieren.
Der rege Erfahrungsaustausch in der Vorbesprechung mit den Sekretärinnen bestätigte meine Annahme und machte das starke Bedürfnis nach Kommunikation und Erfahrungsaustausch deutlich. Es wurde nicht nur das gestörte Verhältnis zu männlichen und weiblichen Professoren, Assistenten, Hilfskräften und Studenten problematisiert, sondern besonders die Konkurrenz, die zwischen den Kolleginnen herrscht, betont. Diese Erfahrung mag sich vielleicht aus der zufälligen Zusammensetzung der Sekretärinnengruppe ergeben haben, doch sie läßt ebenso die betriebssoziologische Interpretation zu, daß unterschiedliche Lohngruppen bei gleicher Arbeit bzw. unterschiedliche Arbeitsanforderungen bei gleichem Lohn Isolations- und Konkurrenzgefühle fördern, um gleichzeitig im Betriebsinteresse eine Leistungssteigerung zu bewirken. [2]
Die Frage nach Sinn und Ziel des Seminars lag auf der Hand. Vorausschicken muß ich, daß die Veranstaltung vormittags, also während der Dienstzeit der Sekretärinnen stattfinden sollte. Da eine große

---

[1] In einem anderen Frauenseminar hatten die Studentinnen zeichnerisch darstellen sollen, wie sie Hochschule erleben und wie sie sich eine Veränderung vorstellen würden. Das Problem der Anonymität, Untergehens in der Masse wurde als das Gravierendste erlebt und beeindruckend dargestellt.

[2] Burisch, W., Industrie- und Betriebssoziologie. Berlin 1972, S. 90

Zahl der Frauen nach ihrer Arbeit noch eine Familie, Haushalt und Kinder zu versorgen haben, ging ich davon aus, daß deshalb kaum eine Sekretärin außerhalb ihrer Dienstzeit an einer entsprechenden Weiterbildung teilnehmen würde. Zum anderen schreibt das neue Landeshochschulgesetz[1] den Hochschulen vor, die Weiterbildung ihres Personals zu fördern. Doch weder die gesetzlichen noch die dienstrechtlichen Voraussetzungen[2] haben es den Sekretärinnen an der Gesamthochschule Essen bisher ermöglicht, ihre Ansprüche in dieser Hinsicht geltend zu machen. Sie können lediglich in Absprache mit ihrem vorgesetzten Professor bei Abkömmlichkeit eine Freistellung bekommen, die jederzeit zurückgenommen werden kann. Die Konfrontation mit dieser defizitären Situation - so die Überlegung - sollte dazu beitragen, das Problem bei den Sekretärinnen bewußter und konkret erfahrbar zu machen und ggf. Möglichkeiten politischer und persönlicher Durchsetzungsstrategien zu diskutieren.

Doch nun zurück zur Frage der Zielsetzung des Seminars, die von der Frage der Verwertbarkeit des angeeigneten Wissens nicht getrennt werden kann, wenn wir den Anspruch nach Praxisbezug und Betroffenheit ernst nehmen. Studenten umschreiben dieses Interesse kurz mit der Frage, was ihnen das Seminar bringt.
In der Frauenliteratur der letzten Jahre wird verschiedentlich die stärkere Gebrauchswertorientierung von Frauen betont. Sie wird damit begründet, daß Frauen als industrielle Reservearmee zum großen Teil außerhalb des Produktionsprozesses entscheidend zur Subsistenzproduktion beitragen.[3] Doch je mehr sie aus der Privatheit ihres

---

1) Gesetz über wissenschaftliche Hochschulen des Landes NW (WissHG) vom 28.11.79, § 3 Abs. 2.

2) In NW gibt es weder ein Bildungsurlaubsgesetz, was Arbeitnehmern die rechtliche Inanspruchnahme von Weiterbildung zugesteht noch hat die Gesamthochschule Essen eine Dienstvereinbarung über eine berufliche Weiterbildung für Sekretärinnen.

3) Veronika Bennholdt-Thomsen, Subsistenzproduktion und erweiterte Reproduktion. Ein Beitrag zur Produktionsweisendiskussion, in: Backhaus, H.G. u.a. (Hrsg.), Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie 14. Frauen als Produzierende, Frankfurt 1981, S. 41

Haushaltes heraustreten und berufstätig werden, desto mehr erleben sie, daß sie ihr spezifisches Arbeitsvermögen in einen auf dem Arbeitsmarkt tauschbaren Wert verwandeln müssen. Die Freiheit von der persönlichen, familiären Sklaverei bezahlen sie mit der Rolle der Lohnsklavin.[1]

Doch Frauen entwickeln eigene Widerstandsformen gegen diese neue Abhängigkeit, stellt Hedwig Ortmann fest, indem sie auf banale Weise ungehorsam sind und in Situationen, die tatsächlich der Vorbereitung auf ihren Beruf, der Qualifikation ihrer Arbeitskraft dienen, Dinge tun, die ihnen nützlich, sinnvoll, brauchbar erscheinen, Hedwig Ortmann sieht beispielsweise das Stricken in Seminaren an der Universität als eine solche passive Widerstandsform an.[2] Könnte man nicht auch die Teilnahme an Frauenseminaren auf ähnliche Weise interpretieren? Denn Frauenseminare bewegen sich meist außerhalb der traditionellen Studieninhalte; sie liegen quer zu den "notwendigen" bzw. verpflichtenden Studienangeboten für die verschiedenen Studiengänge, obwohl sie gleichzeitig in deren Inhalte eingreifen. Frauenseminare sind ein "Dorn im Auge" etablierter Wissenschaftler. Halb abschätzend halb neugierig wird ihre Existenz zur Kenntnis genommen, denn sie bedeuten die Infragestellung bestehender Wissenschaftsnormen.

Durch die Teilnahme an Frauenseminaren können Frauen kaum einen geeigneten Tauschwert schaffen. Es sei denn, die Studentinnen finden eine Dozentin in ihrem Fach, bei der sie zu Frauenthemen ihre Leistungsnachweise oder Prüfungen ablegen können. Dozentinnen mögen ihre berufliche Qualifizierung eventuell noch durch eine wissenschaftliche Verarbeitung des Seminars bzw. Seminarthemas verbessern. Dennoch bleibt eine berufsqualifizierende Anerkennung derartiger Wissenschaftsinhalte fraglich, da feministische Wissenschaft selber erst in den Anfängen steckt.

---

1) Hedwig Ortmann, Notizen zu einer Theorie der Frau (!) oder Versuch zur Beantwortung der Frage: Warum stricken Frauen? in: Backhaus, H.G. u.a. (Hrsg.) a.a.O., S. 255

2) Hedwig Ortmann, a.a.O., S. 248 - 280

Schwieriger noch als die Studentinnen und Wissenschaftlerinnen können die Hochschulsekretärinnen die Seminarteilnahme mit einer am Marktwert orientierten Verbesserung ihrer Arbeitskraft begründen. Denn ihr Qualifikationsgewinn drückt sich weder in einer Höherqualifizierung zur Erlangung einer höheren Gehaltsstufe noch einer arbeitsplatznahen Verbesserung ihrer Arbeitskraft zum Zwecke der Arbeitsplatzsicherung aus. Vielleicht könnte das Seminar zu einer "Verbesserung der Kommunikation am Arbeitsplatz" führen, aber auch diese Zielsetzung ist kaum an den von Arbeitgeberseite nachgefragten Qualifikationen operationalisierbar. Sekretärinnen mit einer stärkeren Tauschwertorientierung dürften daher an einem Frauenseminar wenig interessiert sein. So war es letztlich nicht erstaunlich, daß sich offensichtlich solche Sekretärinnen vom Seminar angesprochen fühlten und relativ kontinuierlich teilnahmen, bei denen das emanzipatorische Interesse zur Veränderung der eigenen Situation in Beruf und Familie überwog.

2. Der Seminarverlauf

Zu Beginn des Seminars legte ich einen Seminarplan vor, der von den Teilnehmerinnen nach eigenen Wünschen und Vorstellungen modifiziert und verändert wurde, so daß sich zur Bearbeitung drei Themenschwerpunkte herauskristallisierten:

a) Darstellung der Situation als Sekretärinnen, Studentinnen und Wissenschaftlerinnen in der eigenen Wahrnehmung (Selbstbild) und der jeweils anderen Gruppe (Fremdbild)

b) Historischer Überblick über die Entwicklung der Mädchen- und Frauenbildung in Schule und Universität. (Dieser thematische Schwerpunkt wurde durch einen Besuch der Ausstellung "Frauenalltag und Frauenbewegung von 1890 - 1980" im Historischen Museum Frankfurt ergänzt zusammen mit Frauen aus anderen Frauenseminaren im Fachbereich Geschichte und Psychologie).

c) Das Verhältnis von Frauen zur Wissenschaft.

Ich möchte in folgenden die Bearbeitung der Themenschwerpunkte a. und c. darstellen, da sich das historische Thema auch anhand einschlägiger Literatur nachvollziehen läßt.[1]

Zu a. Zur Situation der Sekretärinnen, Studentinnen und Wissenschaftlerinnen

Die Sekretärinnen betonten gleich zu Beginn der Veranstaltung, daß sie aufgrund der Kontrollmöglichkeiten an der eigenen Hochschule kaum wagen würden, über ihre Probleme am Arbeitsplatz zu sprechen. Deshalb wählten wir eine Form der Selbstdarstellung, die es zuließ, eigene Erfahrungen und Vorurteile am Arbeitsplatz in einer über die eigene Person hinausgehende Form zum Ausdruck zu bringen.
Den theoretischen Hintergrund für dieses Vorgehen bildete ein Ansatz zu intersubjektivem Unterricht, der davon ausgeht, daß jeder Einzelne in seiner individuellen Existenz und mit seinen persönlichen Erfahrungen dann nicht mehr alleine bleibt, wenn er sich jemandem zuwendet, sich für jemanden interessiert.[2] Es entsteht eine Koexistenz, die zwischen beiden oder mehreren eine Solidarität schafft, in der es nicht mehr um das Ich-Sein, sondern um das Wir-Sein geht. Für die psychische und soziale Disposition der Beteiligten bedeutet dies: "Je weniger ich mich selbst in den Mittelpunkt stelle, desto weniger erfahre ich den anderen als eine Bedrohung für mich selbst. Der andere hat teil an meinen Erfahrungen."[3] In der Subjektrelation ist das Lernen ein Lernen von Partnern, ein gegenseitiges Unterstützen und Helfen, in dem Menschen voneinander lernen. Inhalt und Umfang des Lernens sind aber immer verschieden.[4]

---

1) Um hier nur beispielhaft anzuführen: Tornieporth, G., Studien zur Frauenbildung. Ein Beitrag zur historischen Analyse lebensweltorientierter Bildungskonzeptionen, Weinheim-Basel 1977 und Soden, K.v./Zipfel, G. (Hrsg.), 70 Jahre Frauenstudium. Frauen in der Wissenschaft, Köln 1979

2) Thijs Besems, Überlegungen zu intersubjektivem Unterricht in der Integrativen Pädagogik in: Petzold, H.G./Brown (Hrsg.), Gestaltpädagogik. Konzepte der Integrativen Erziehung, München 1977, S. 45 - 75

3) Thijs Besems, a.a.O., S. 57

4) Thijs Besems, a.a.O., S. 64

Der methodische Zugang zum Interessiert-Sein-am-Anderen mußte also im Seminar durch die Schaffung von Intersubjektivität hergestellt werden. Studentinnen und Sekretärinnen wurden dazu aufgefordert, jeweils Kleingruppen zu bilden und sich vorzustellen, sie seien Reporterinnen einer Frauenzeitschrift. Sie hätten die Aufgabe, einen Artikel über die Gruppe zu schreiben, der sie selber nicht angehörten; so sollten Studentinnen über Sekretärinnen bzw. Wissenschaftlerinnen und Sekretärinnen über Studentinnen oder Wissenschaftlerinnen einen Artikel verfassen. Ziel dieser Gruppenarbeit war, auf der Beziehungsebene zunächst einen relativ vertrauten Kommunikationszusammenhang und Interesse am Anderen zu schaffen. Auf der inhaltlichen Ebene sollten individuelle Erfahrungen zum Gegenstand kollektiver Reflexion über Vorurteile, äußeres Erscheinungsbild, Persönlichkeitsbild, Alltags- und Berufsleben, gesellschaftliche Stellung von Frauen aus anderen Beschäftigungsbereichen bzw. Studium an der Universität gemacht werden. Es sollte sozusagen ein Fremdbild aus der gewählten Perspektive einer bestimmten Frauenzeitschrift über die der jeweiligen "Reporterinnengruppe" wenig vertrauten Berufs(Studenten/innen)gruppe erstellt werden.
Abschließend wurden diese fiktiven Zeitungsartikel im Plenum diskutiert und die im Artikel angesprochene Gruppe konnte "Leserbriefe" verfassen, um Aussagen des Artikels zu bestätigen, zu ergänzen, richtig zu stellen oder zu präzisieren.

Die Studentinnen schrieben in ihrem fiktiven Artikel an die "Courage" über die Sekretärin:
Arbeitslbelastungen: Sie muß immer freundlich, adrett, geduldig, pünktlich und verfügbar sein. Sie steht unter ständigem Leistungsdruck und in Konkurrenz mit ihren Kolleginnen. Die Arbeit ist sehr monoton.
Weiterhin wurde auf eine Zeitungsumfrage der Zeitschrift "Brigitte" bei 4 200 Sekretärinnen verwiesen, aus der hervorging, daß ca. 2/3 der Befragten zwar angaben, sie seien mit ihrem Chef zufrieden, gleichzeitig aber betonten, sie müßten "viel Privates" für ihren Chef erledigen, Überstunden machen, sähen keine Chance mehr weiterzukommen und rechneten mit starken Veränderungen in ihrem Beruf. Vierzig Prozent der befragten Sekretärinnen würden den Beruf nicht noch einmal wählen. (Vgl. Brigitte Nr. 22/81).

Bei der Bearbeitung des "Artikels" stellten die Studentinnen recht bald fest, daß sie nur wenig über den Arbeits- und Lebenskontext von Sekretärinnen wußten und sich unter den Aufgaben und Tätigkeitsinhalten der Hochschulsekretärin kaum etwas vorstellen konnten. Die beschriebenen Arbeitsbelastungen und zitierten Ergebnisse der Brigitte-Umfrage gaben ein Stereotyp wider, wie es auch auf Frauen in anderen Berufsbereichen, u.a. auch der Wissenschaftlerin[1] hätte zutreffen können. Doch daß gerade die Sekretärin mit diesem Frauenbild identifiziert wurde, offenbart wie sehr gerade dieser Beruf mit typisch weiblichen Geschlechtsrollenzuschreibungen belegt wird. Das Büro wird auch heute noch - entsprechend der geschlechtlichen Arbeitsteilung in Familie und Beruf - von einer klaren Arbeitsteilung in männliche und weibliche Tätigkeiten geprägt; der Frau fallen dabei die Aufgaben des Bedienens, Umsorgens und Abwickelns von Routinearbeiten zu. Aufstiegsmöglichkeiten gibt es nicht, im Gegenteil, der Arbeitsplatz ist zunehmend durch die Einführung von Textautomaten und Mikroprozessoren bedroht[2].
Durch die traditionelle Ausrichtung auf Hausarbeit und Familie entwickeln die Frauen "...Bedürfnisse, Eigenschaften und Fähigkeiten ..., die sie mehr für die Familie, weniger für die Erwerbskonkurrenz qualifizieren: Bereitschaft zur Einfügung und emotionalen Abhängigkeit, Fürsorgeneigungen und Tugenden des Gefühls", schreibt Beck-Gernsheim.[3] Gerade diese Qualifikationen werden in sogenannten 'weiblichen' Berufen gefordert (Krankenpflegerin, Sozialarbeiterin, Lehrerin etc.), als biologisch-wesensmäßige Eigenarbeiten hingestellt. So haben es die Frauen schwer, eine neue berufliche Identität aufzubauen, die es ihnen ermöglichen würde, ihre Interessen selbstbewußt am Arbeitsplatz und in der Familie zu vertreten.

---

1) Arbeitskreis der Wissenschaftlerinnen in NW, (Hrsg.), Memorandum und Dokumentation zur Situation von Wissenschaftlerinnen an den Hochschulen von NW und Vorschläge zu ihrer Verbesserung, Dortmund Jan. 1981 (2. Aufl.), siehe darin Arbeitsplatzerfahrungen, S. 40 - 43

2) Der Job-Killer. Sekretärin und Buchhalter haben ausgedient, in: Stern Nr. 18/82, S. 31 - 38

3) Beck-Gernsheim, B., Der geschlechtsspezifische Arbeitsmarkt. Zur Ideologie und Realität von Frauenberufen, Frankfurt 1976, S. 9

Die Sekretärinnen machten durch ihre Kritik an dem "Zeitungsartikel" diese Problematik sichtbar. Sie wiesen darauf hin, daß die "Reporterinnen" in Person der Studentinnen lediglich auf die persönlichkeitsspezifischen Anforderungen an die Sekretärin eingegangen seien, die erforderlichen fachlichen Qualifikationen wurden gar nicht erwähnt. Hieraus ergab sich der Anstoß, den Studentinnen etwas über die eigene Arbeit, Arbeitsinhalte und Leistungsanforderungen zu berichten. Die Frauen gaben uns einen Einblick in den umfangreichen Aufgabenbereich einer Hochschulsekretärin wie Haushaltsabrechnungen und Drittmittelgelder verwalten, organisatorische Vorbereitungen bei Berufungen treffen, Forschungsberichte tippen, Korrespondenzen erledigen, Einladungen schreiben, Prüfungs- und Vorlesungsunterlagen zusammenstellen, Exkursionen organisatorisch vorbereiten und vieles mehr. Daneben haben sie häufig Arbeiten zu erledigen, die nicht zu ihren Dienstaufgaben gehören, wie z.B. Kaffe kochen, private Schriftstücke für Dozenten tippen, Einkaufen gehen usw.
Die Sekretärinnen betonten, daß häufig persönlich erworbene fachliche Qualifikationen in ihre Arbeit einfließen, die sie sich durch private Weiterbildung angeeignet haben, wie z.B. betriebswirtschaftliche oder Fremdsprachenkenntnisse. Hierdurch wird die Tätigkeit vielfach interessanter, aber diese häufig als selbstverständlich geforderten Mehrleistungen werden ihnen nicht vergütet.

Die Studentinnen folgten den Darstellungen und es wurde viel gefragt und angeregt diskutiert. Schwierig wurde die Diskussion erst, als es um besoldungsrechtliche Einzelfragen ging. Ich erwähne dies, weil es mir wichtig erscheint, wie weit die Studentinnen so etwas wie ein kollektives Identitätsgefühl mit den "Frauen im Büro" entwickeln konnten. Ich meine damit die Fähigkeit, sich in die Situation der anderen Frauen einzufühlen und hineinzuversetzen. Denn dann erreichen wir eine Lernsituation, in der eine Frage an den Anderen auch eine Frage an sich selbst bedeutet.[1)]

Über die Wissenschaftlerinnen hatten Studentinnen als fiktive Journalistinnen der ASTA-Frauenzeitung "Baba-Jaga" (Gesamthochschule Duisburg) einen Artikel konzipiert, der folgendes enthielt:

---

1) Thijs Besems, a.a.O., S. 64

Im Vorurteil der Leute ist die Wissenschaftlerin ein Blaustrumpf, ist kantig, knöcherig und unerotisch, kurz ein "Dragonertyp". Alleinstehend, als "alte vertrocknete Jungfer" hat sie Schwierigkeiten im privaten Umgang. Den Verlust ihrer emotionalen Fähigkeiten gleicht sie durch Rationalität aus.
Von ihr werden intellektuelle Fähigkeiten, ein erhöhter Einsatz und doppelte Leistungen erwartet. Sie soll sich charmant durchsetzen. Ob sie auch attraktiv sein soll und wo sie "eingesetzt" wird, darüber waren sich die "Redakteurinnen"nicht einig.
Die Wissenschaftlerin, so setzten sie ihre Analyse fort, steht ständig zwischen ihrer Arbeit und Familie und Haushalt im Konflikt. Zur "Karriere" hat sie ein gespaltenes Verhältnis. Es fällt ihr schwer, Wissenschaft personenbezogen und "aus weiblicher Sicht" zu betreiben, wie es sich die "Redakteurinnen" wünschten. Sie hat Angst, sich zu übernehmen und in die soziale Isolation zu geraten, Angst ihre Emotionalität zu verlieren und Karriere auf Kosten der sozialen Verantwortung zu betreiben.

Hoffnungen und Möglichkeiten der Wissenschaftlerin sehen die "Redakteurinnen" in einem verbesserten Kontakt zu den Studentinnen, dem Einbringen frauenspezifischer Lehrinhalte und der Erweiterung der "männlichen" Sachbezogenheit. Sie könnten den Studentinnen auf diese Weise ein positives Beispiel geben.

Diese typologische Darstellung der "Wissenschaftlerin" erschien mir erstaunlich differenziert im Vergleich zur Analyse der Sekretärin im "Zeitschriftenartikel". Allerdings fiel auch bei diesem Bild auf, daß die fachlich-inhaltlichen Arbeitsanforderungen nicht angesprochen bzw. nicht bekannt waren. Die Identifikation mit der Rolle der Wissenschaftlerin wurde in der anschließenden Diskussion sowohl von den Studentinnen als auch von den Sekretärinnen über die Frage der Doppelbelastung von beruflicher und familiärer Arbeit hergestellt, die auch von diesen beiden Gruppen selbst als problematisch erlebt wird. Doch während die Studentinnen wesentlich stärker mit einem Rollenverständnis von Frau sympatisierten, daß den Wissenschaftlerinnen eine Verknüpfung von beruflicher Arbeit und Studium mit der Kindererziehung ermöglichen würden, klang bei den Sekretärinnen mehr die Meinung durch, die Frau sollte sich doch

für einen der beiden Bereiche entscheiden. Besonders eine Frau, die Karriere machen wolle, wie die Wissenschaftlerin, könne einer Familie und Kindern nicht gleichzeitig gerecht werden, ohne sie zu vernachlässigen. Das Selbst- wie auch das Fremdbild von Frau war bei den Sekretärinnen wesentlich stärker von ihrer Hausfrauen- und Mutterrolle geprägt als durch ihren Beruf. Alters- und Statusunterschiede mögen in dieser unterschiedlichen Einstellung zum Tragen gekommen sein, denn für die durchgängig jüngeren Studentinnen stehen die beruflichen und familiären Entwicklungsmöglichkeiten noch offen und die Wissenschaftlerin steht ihnen als potentielle Identifikationsfigur näher als den Sekretärinnen.

In dem fiktiven Zeitungsartikel über die Studentinnen berichteten die Sekretärinnen als "Redakteurinnen".
Im Vorurteil ihrer Meinung stellten sie fest, daß Studenten grundsätzlich faul seien, wobei sie keinen Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Studenten machten. Sie täten wenig, wollten aber alles haben! Besonders ärgerlich seien die Langzeit-Studenten, die nur Geld kosten und den anderen den Studienplatz wegnehmen würden. Ein Arbeiter hätte wenig Verständnis dafür, wenn andere auf seine Kosten so lange studieren, aber man gar nicht sieht, was eigentlich dabei herauskommt. Studenten würden zwar über alles mögliche demonstrieren und hätten eine "große Klappe", aber sie hätten kein Verantwortungsgefühl gegenüber ihrem Studienziel und den Leistungserfordernissen in ihrem späteren Beruf.

Aus Protest gegenüber diesen Vorurteilen und um die problematische Situation der studierenden Mutter besonders herauszustreichen, hatten die Studentinnen einen fiktiven Artikel über die "ideale Studentenehe" verfaßt, der für die Zeitschrift "Brigitte" gedacht war. Es ist eine Persiflage auf die kleinbürgerlichen Vorstellungen der Mittelstandsbürger von einer "harmonischen Ehe", in der es weder solche Probleme wie Wohnungsnot, finanzielle Sorgen und Angst vor Arbeitslosigkeit noch Kinderfeindlichkeit an der Uni [1] gibt.

---

[1] Siehe hierzu Göhler, Marion, Studierende Mütter. Eine soziologische Studie zur Situation von Studentinnen mit Kind (ern), unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Oldenburg 1981

Von Frauen wird erwartet - wenn sie sich für Familie und Studium entscheiden - daß sie dies nacheinander regeln. Haben sie zuerst eine Familie gegründet und wollen dann studieren, so wird das Studium von der Familie mehr als "Hobby" betrachtet, das keine zusätzlichen Belastungen für die Familie mitbringen soll. Bei einem Mann wird ein Studium in jedem Fall- auch nach Gründung einer Familie - als Verbesserung des beruflichen Status, als Höherqualifizierung, also als Erfolg gewertet. Er wird normalerweise in seinam Vorhaben von der ganzen Familie unterstützt und Einschränkungen werden bereitwillig getragen.
Für Frauen, die bereits berufstätig waren und über den zweiten Bildungsweg zum Studium gelangt waren, so stellte ich in der anschließenden Diskussion heraus, ist das Studium auch in der eigenen Einstellung eher ein Privileg, etwas "was mir eigentlich gar nicht zusteht" (Äußerung einer Studentin). Es fiel das Schlagwort vom "Studium als Luxus". Die Privilegierung, die diese Frauen in ihrer jetzigen Situation als Studentinnen erleben,deckt die verborgenen Maßstäbe der Unterprivilegierung und Benachteiligung auf, die Frauen sich im Verlaufe ihrer Sozialisation angeeignet haben und nahezu unbewußt diese Haltung im Studium reproduzieren. [1]
Wie bei den fiktiven Zeitschriftenartikeln über die Sekretärinnen und die Wissenschaftlerinnen wurden auch bei den Studentinnen die konkreten Arbeits- und Studieninhalte nicht thematisiert. Zentrale Berührungspunkte ergaben sich aus den gemeinsamen sozialen Erfahrungen, die hauptsächlich an der Problematik des Verhältnisses von Beruf und Familie/Kindererziehung anknüpften. Materielle Schwierigkeiten wurden insbesondere von den Studentinnen geäußert. In der Angst vor den Folgen der Rationalisierung und des Arbeitsplatzverlustes ergaben sich aber auch hier Ansätze solidarischen Verstehens.

c. Das Verhältnis von Frauen zur Wissenschaft

Um dieses Seminarthema anzugehen, waren die Frauen aufgefordert, Papier und Farbstifte mitzubringen und nach einer kurzen meditativen Einstimmung einmal nicht in der gewohnten verbalen Form, sondern zeichnerisch darzustellen, wie sie Wissenschaft erleben.

---

1) Siehe hierzu auch Hannelore Bublitz, Ich gehörte irgendwie so nirgends hin .... Arbeitertöchter an der Hochschule, Gießen 1980, S. 102 - 105

Damit sollte eine andere Ausdrucksform möglich sein, wie sie in der Wissenschaft sonst nicht üblich ist, d.h. aber auch gleichzeitig, es wurde eine Dimension der Wahrnehmung angesprochen, um die Wissenschaft reduziert ist. Erlebnis- und Erfahrungsbereiche wurden auf diese Weise sichtbar, wie sie in einer rational durchdachten, sprachlichen Form vermutlich nicht ohne weiteres artikuliert worden wären. Dieser unübliche Zugang zu dem Thema machte nicht nur den Frauen großen Spaß, sondern führte anschließend zu einer lebhaften Diskussion.
Wissenschaft, so wurde zunächst formuliert, hat die Aufgabe, Realität abzubilden, zu erklären, zu analysieren und zu verändern. Wissenschaft sei die systematische Auseinandersetzung mit der eigenen Umwelt und grundsätzlich lebendig, interessant und erlebnisreich. Doch dies sei mehr Ideal als Wirklichkeit, denn Wissenschaft könne sich nicht so frei entfalten, weil sie bestimmten unterdrückenden Normen, Regeln und Erwartungen unterliege.
Dieses widersprüchliche Verhältnis zur Wissenschaft drückt eine Studentin in ihrem Bild durch die Darstellung eines in verschiedenen Farben leuchtenden Vulkans aus, der unter einer schwarzen Schicht erdrückt zu werden schien und nur aus einer kleinen Öffnung, dem Kratermund heraussprudelte.
Eine andere Studentin stellte sich Wissenschaft in Form eines abstrakten Dreiecks vor. "Es ist für mich klar", schreibt Sabine in einem Aufsatz zu ihrer Bildinterpretation über Wissenschaft, "daß alles, was mir dazu einfällt nur abstrakt sein kann; d.h. die dargestellte symbolisch abstrakte Skizze muß, um von jedem verstanden zu werden, interpretiert werden, genau wie wissenschaftliche Erkenntnisse auch. Das Ergebnis von wissenschaftlicher Arbeit ist entsprechend wissenschaftlicher Sprache oder Formeln verschlüsselt und deshalb für den Durchschnittsbürger unverständlich. Die Kunst im Umgang mit der Wissenschaft besteht darin, diese Symboliken zu entschlüsseln, d.h. den Code in eine entsprechende Alltagssprache zu übersetzen". (Sabine P., 10. Semester Dipl.-Päd., Jan. 82)
Wissenschaft stellt sich für die Studentin als ausschweifende, um viele Ecken gehende, verwinkelte, bizarre und endlose Gedankenlinie dar, die perfekt abgeschirmt und eingegrenzt im festen Rahmen

des Dreiecks verläuft. Es bedeutet, daß Wissenschaft isoliert vom Alltagsgeschehen und von der Umwelt stattfindet und daß es keine Möglichkeiten gibt, ihre Grenzen zu sprengen. Trotz des verwirrenden Gedankenspiels gehen die Gedanken im Kreis herum und bringen keine neuen Ergebnisse, denn die Linie führt zu einem Ausgangspunkt zurück. Das Dreieck als Symbol der Wissenschaft steht klotzig, massiv, groß, mächtig, dunkel, unheimlich und imponierend in einem farblosen Raum. Die Umwelt wird darin symbolisch als Wahrnehmungskategorie ausgespart. Es gibt sie nicht.
In einem anderen Bild wird die fehlende Lebensnähe durch leere Köpfe symbolisiert.
In den Bildern und Gesprächen mit den Frauen wird in beeindruckender Weise deutlich, wie der Zugang zur Wissenschaft dem Erlebnis- und Erfahrungskontext der Frauen verschlossen bleibt. Sie ist ihnen fremd, nicht mehr nachvollziehbar, Claudio Hofmann erklärt dieses Abgetrennte, dieses Isolierte der Wissenschaft als etwas symbolhaft Patriarchalisches, denn es entspricht den männlichen Macht- und Herrschaftsbedürfnissen in Repräsentanz des männlichen Phallus. [1]
Emotional wird die Entfremdung in der Wissenschaft von den Seminarfrauen als etwas Bedrohliches, Gefährliches, Explosives und Aggressives verarbeitet, dem frau mit Angst und Zurückhaltung und massiver Ablehnung begegnet.
Es wurden auch sofort geschlechtsspezifische Zusammenhänge hergestellt. "Für mich ist Wissenschaft ein Mann", sagte eine Studentin. "Sie ist ohne Gefühl. Sie unterdrückt die Frau!" Daß Wissenschaft mit dem männlichen Prinzip, der Geschlechtsrolle und geschlechtlichen Stellung des Mannes identifiziert wurde, ist auch in den Bildern und Äußerungen der anderen Frauen deutlich:
Es werden männliche Forscher vor Reagenzgläsern und Apparaturen dargestellt, der vorgesetzte Professor, der überdimensional große Dozent, der an der Tafel steht und den im Bild unter ihm sitzenden Student Formeln erklärt ...
Wissenschaft ist repräsentiert durch den Mann, den naturwissenschaftlichen Forscher oder Dozenten, Träger von Macht und Unterdrückung und Ausgeliefertsein.

---

[1] Hofmann, Claudio, Smog im Hirn, Von der notwendigen Aufhebung der herrschenden Wissenschaft, Bensheim 1981, S. 59

Die Verbindung zu Naturwissenschaft, Technik und Medizin ist nicht zu übersehen. Pädagogik, Philosophie und Deutsch, typische "Frauenfächer" werden als unwissenschaftlich erlebt, "denn man braucht da nicht logisch denken!" (Äußerung einer Studentin)
Die Sekretärinnen stellten die Verbindung zum Alltag her. Wissenschaft begegnet ihnen im Fernsehen, in der Medizin, beim Arzt. Auch hier wurde stets der Mann als Repräsentant von Wissenschaft genannt. Ob das Verhältnis zur Wissenschaft in diesem Zusammenhang mehr positiv oder negativ beschrieben wurde, hing wesentlich von den konkreten Erlebnissen mit diesen Repräsentanten ab, ob z.B. ein Arzt freundlich auf seine Patientin zuging und ob ein Bezug nur natürlichen Umwelt hergestellt wurde. Wissenschaft wurde dann mehr als hilfreich und positiv erlebt, aber die Angst vor dem Ausgeliefertsein, dem Undurchschaubaren blieb stets erhalten. Böhme erklärt solche Erlebnisformen damit, daß "die Verwissenschaftlichung der Gesellschaft ... nicht mit der Aneignung der Wissenschaft durch die breite Bevölkerung zusammen (geht), vielmehr bedeutet sie die Übernahme zentraler gesellschaftlicher Funktionen durch Wissensstäbe, durch Schichten von Professionals." [1)]
Von den Seminarfrauen wurde beklagt, daß oft unklar sei, was wissenschaftliche Forschung für Folgen habe. Die gesellschaftliche Verantwortungslosigkeit der Forscher führe zu einem Mißbrauch von Wissenschaft gegen die Bedürfnisse und Interessen der Menschen.
Es werde entsprechend den Kapitalinteressen und der Produktionsnachfrage nach einem Input-Output-Prinzip geforscht, das in der Rüstungsindustrie sogar tödliche Folgen habe. Ein Totenkopf sybolisierte auf dem Bild die Menschenfeindlichkeit der Wissenschaft - allerdings im Ausdruck des Lächelns mit der Hoffnung verknüpft, daß wir diese Seiten der Wissenschaft verändern können.
Die Wissenschaft, die nach angepaßten Leistungen fragt, wie sie von uns an der Hochschule erbracht werden müssen, ist eine "maßgeschneiderte Augenbinde", die ein Erkennen unserer eigenen Umwelt, unserer Realität verhindert. Wir Frauen, so wurde die Hoffnung ausgesprochen, müssen eine Gegenkultur entwickeln, wie die bunten Luftballons auf einem Bild, uns von dieser entfremdeten Wissenschaft befreien,

---

1) Böhme, Gernot, Die Entfremdung der Wissenschaft und ihre gesellschaftliche Aneignung in: Wechselwirkung 3/79, S. 40

um uns und andere Menschen besser begreifen zu können. Halten wir eine Rückschau auf das Seminar, so bleibt die relativ geringe und z.T. abbröckelnde Teilnahme der Sekretärinnen und die starke Fluktuation der Studentinnen ein gravierendes Problem, was nicht allein durch methodisch-didaktische Überlegungen gelöst werden kann. Es sind auch strukturelle Veränderungen der Hochschule notwendig. Um diese Zusammenhänge aufzudecken und realisierbare Alternativen zum traditionellen Wissenschaftssystem mit seinen verengten Inhalten und methodisch-didaktischen Umsetzungsformen zu entwickeln, ist es wichtig, die Studien- und Arbeitssituation der Frauen genauer zu analysieren. Ein entsprechendes Forschungsprojekt soll hierüber weitere Aufschlüsse geben. Die Zielperspektive einer didaktischen Umsetzung, so wurde aus dem Seminar deutlich, muß an den kollektiven Erlebnisformen der Frauen ansetzen, die es gilt, noch genauer zu bestimmen und zu untersuchen. Die Eingleisigkeit des kognitiven Produktions- und Reproduktionsprozesses, wie sie sich traditionellerweise in Seminaren widerspiegelt, könnte durch die Einbeziehung emotionaler und gestalterischer Erlebnisformen der Frauen erweitert und belebt werden.